

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 27 (2014)
Heft: 8

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

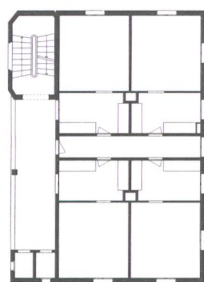
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

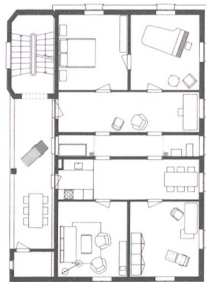
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Umbau gab dem Haus im Berner Lorrainequartier ein neues Gesicht.



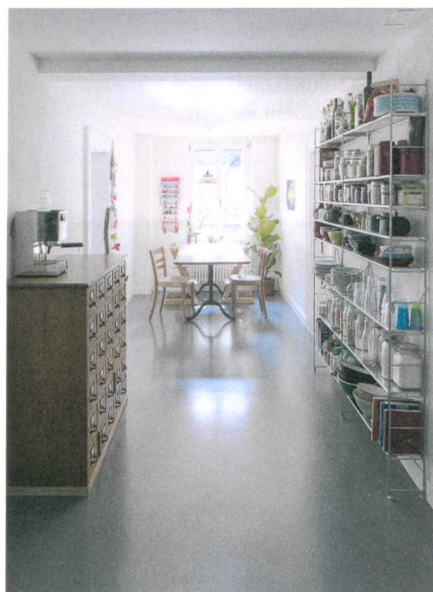
Obergeschoss
vor dem Umbau.



Obergeschoss
nach dem Umbau.



Das Bad teilt jede Wohnung in zwei Hälften.



Von der Wand, die früher
zwei Küchen voneinander trennte,
zeugt der Unterzug.



Über die idyllische Betonlaube betritt man
die oberen Wohnungen.

Denkmal pflegen

Nie würde jemand so einen Grundriss zeichnen! Vier fast quadratische Zimmer an den Ecken, dazwischen das Paket dreier Raumschläuche, die alle durchquert werden wollen – ein Grundriss, zu irrational, um wahr zu sein. Und zu schön, denn die drei langen Räume und die sie kreuzenden Enfiladen lassen den Blick in alle Richtungen durch und geben dem Haus von 1875 eine Grosszügigkeit, die ihm vor dem Umbau fremd war.

Im Berner Lorrainequartier stemmt es sich in einen steilen Hang unter dem Bahnviadukt. Arbeiterhäuser unterschiedlichen Charakters stehen dort, zwei davon geniessen Denkmalschutz und erhielten mit Holzschindeln und Klappläden ihr ursprüngliches Kleid zurück. Nicht jedoch das Haus mit dem eigenartigen Grundriss. Dem gaben die Architekten Kast Kaeppli eine neue Erscheinung, auch aus Kostengründen. Grau lackierte Holzbretter liegen wie Schuppen übereinander, unterteilen die Hinterlüftung halbgewölbte und sorgen so für Brandschutz. Weitere Elemente sind hinzugefügt: die Platte des weiten Satteldachs, die ausstellbaren Holzrollläden, die kupfernen Regenrohre. Dass nun Erdsonden und Wärmepumpe die Räume heizen, verraten die einfachen Radiatoren in den Räumen nicht.

Auf der um mehr als ein Geschoss höheren Hangseite ist das Riegelhaus wesentlich uneinheitlicher. 1914 baute man hier ein Treppenhaus und gestapelte Lauben aus Beton an. Über die Lauben und den schmalen Korridor, der jedes Geschoss in der Mitte teilt, betrat man früher die vier Einraumwohnungen mit Küche – der Grund für den eigenartigen Grundriss. Bei der Sanierung entfernte man pro Etage zwei Wände und verband die vier winzigen zu einer geräumigen Wohnung. Das erste Fenster zur Laube wurde Wohnungstür, der einstige, acht Meter lange Korridor ist nun ein «Durchgangsbad», hinter zwei Klappwänden liegen WC und Badewanne – unkonventionell, doch bis anhin lagen die Klos auf den Lauben und die Gemeinschaftsdusche im Keller. Die meisten der Bewohner wohnten bereits vor dem Umbau hier und konnten in den günstigen Wohnungen der Stadt Bern bleiben.

Freigelegte und zum Teil ergänzte Täfer, Türrahmen und Dielenböden sorgen für Altbauflair. Die neuen Schachbrettkacheln im einstigen Korridor harmonisieren gut, auch die gegossenen grauen Kunststoffböden in den beiden langen Räumen daneben passen ins Bild. Im Treppenhaus veränderte sich nichts. Auch die Lauben liegen weiterhin idyllisch in den Kronen der Hangbäume und blicken weit hinunter zur Aare. Axel Simon, Fotos: Rolf Siegenthaler

Umbau Wohnhaus, 2013

Jurastrasse 59, Bern

Bauherrschaft: Immobilien Stadt Bern

Architektur und Bauleitung:

Kast Kaeppli Architekten, Bern

Bauingenieure: WAM Planer und Ingenieure, Bern

Auftragsart: Planerauswahlverfahren

Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 1,95 Mio.



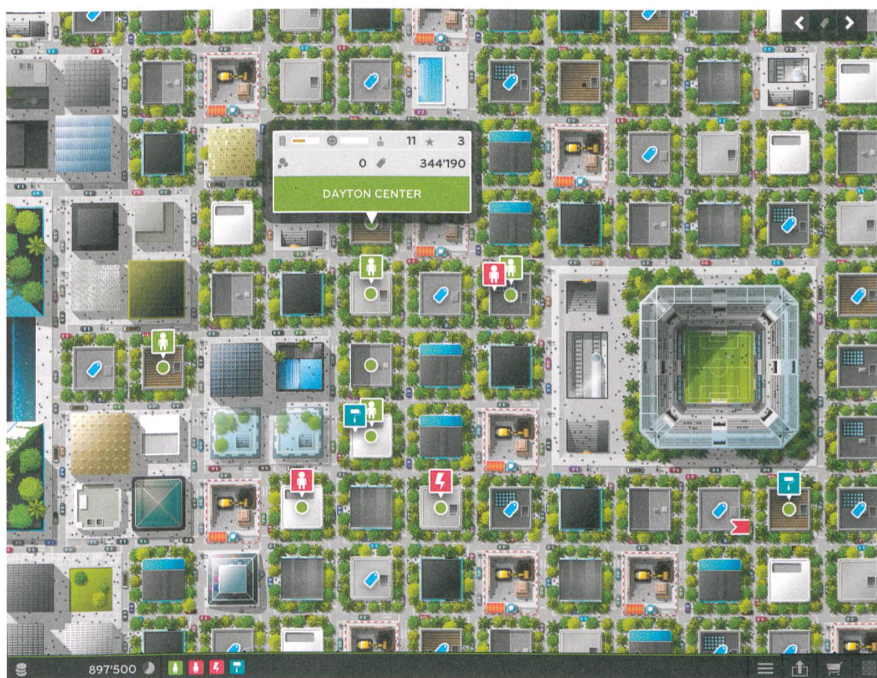
Die Figuren des Spiels «Pixelmogul» sind Mieterinnen, gezeichnet im Pixelstil. Die unterschiedlichen Charaktere sind gekonnt illustriert.



Die Haustiere, die besten Freunde der Mieter.



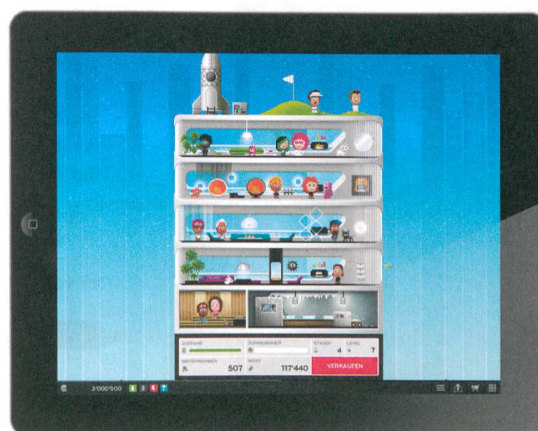
Welches Haustier macht den Mieter glücklich?



Ziel des Spiels ist es, alle Wohnhäuser zu besitzen.



Das Pixelmogul-Icon für den App-Store.



Die Grafik des Spiels überzeugt – vor allem, weil die Designer die Retroästhetik mit zeitgemässer kombinieren.

Mieter im Quadrat

Wenn der Commodore 64 des grossen Bruders der erste Computer im eigenen Leben war, berühren einen Pixelgrafiken nostalgisch. «Pixelmogul» weckt daher schon mit seinem Namen die Aufmerksamkeit im iTunes-Store. Das Spiel für mobile Geräte hat das Zürcher Studio Ala Pixel entwickelt. Mit Ausnahme des Soundtracks haben die beiden Designer das Projekt vom Konzept bis zur Umsetzung selbst realisiert.

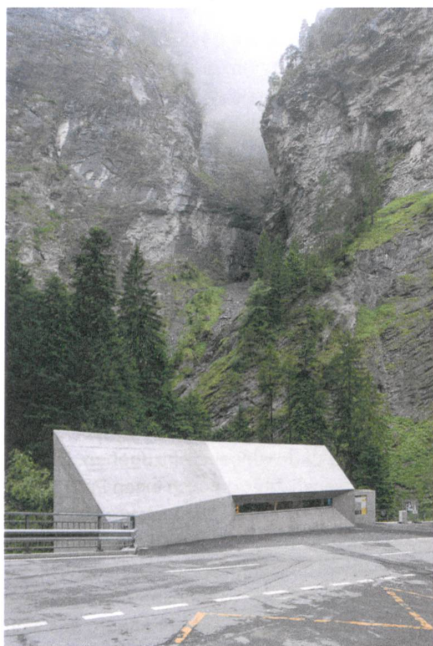
Die Spielerin schlüpft in die Rolle einer Immobilienbesitzerin mit dem Ziel, eines Tages alle Häuser der Stadt zu besitzen. «Glückliche Mieter machen erfolgreiche Vermieter!» lautet das Motto. Während in anderen Spielen die Figuren für die Spielerin arbeiten, geht es hier darum, auf Träume und Wünsche einzugehen. Da gibt es den Rosenzüchter, der sich einen Putzroboter wünscht, ihn sich aber nicht leisten kann, oder Flynn, der eine Katze möchte. Das kostet 275 Einheiten, bringt aber zehn Punkte Zufriedenheit. So sollen Sympathien und Einnahmen in Balance bleiben. Da ist ein Wasserrohr kaputt, das sich für 470 Einheiten reparieren lässt, dort wird eine Miete dreimal nacheinander runtergesetzt.

Die Designer nutzen die Pixelästhetik gezielt und setzen die Retrografik nur partiell ein, etwa für die Spielfiguren oder für die Haustiere. Die Grafik überzeugt durchwegs, und auch die Musik gefällt – Gute-Laune-Pixel-Pop. Im Menü-Modus läuft eine Stadtgeräuschkulisse mit ratternden Helikopterrotoren, hupenden Autos und zwitschernden Vögeln. Die Designer haben das Spiel mit eigenen Mitteln finanziert, herunterladen lässt es sich gratis. Verdienen wollen sie mit dem Verkauf von Haustieren, Reinigungsrobotern und Wohnungseinrichtungen – gegen echtes Geld. Spiele wie «Candy Crush Saga», das auf dem US-Markt 800 000 Dollar täglich einspielt, machen es vor. Der Spieler wird erst zur Kasse gebeten, wenn er sich der Magie des Spiels nicht mehr entziehen kann.

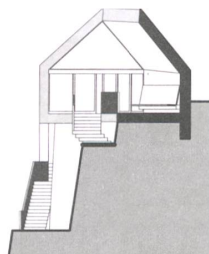
Schaffen es die Zürcher Designer, mit ihrem Plot zu unterhalten und Spannung aufzubauen? Leider nein. Nach vier Minuten kennt die Spielerin die Mechanismen, und die Aufgabe, Mieter glücklich zu halten, ist zu repetitiv und auf die Dauer wenig herausfordernd – und auch die anfänglich unterhaltsamen Charaktere der Spielfiguren bleiben flach. Lilla Glanzmann

iPad-Game «Pixelmogul», 2014

Design und Entwicklung: Ala Ramildi und René Keller
Sounddesign: Martin Straka
Preis: gratis im iTunes Store
www.pixelmogul.ala.ch



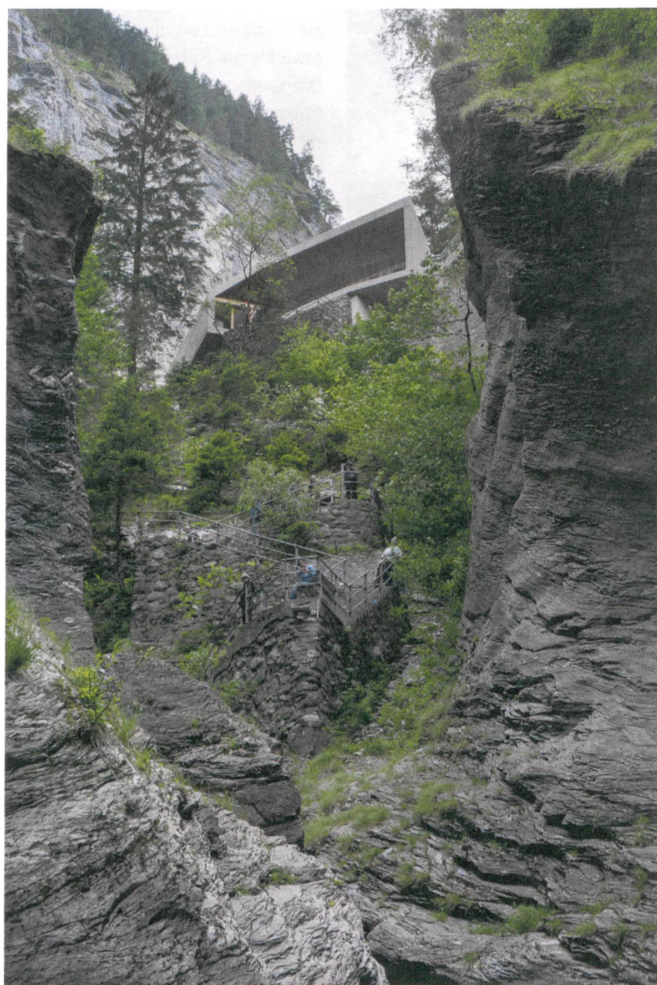
Nur ein Fenster an der Strassenfassade.



Schnitt
Terrasse.



Grundriss mit Shop
und Terrasse.



Vom neuen Besucherzentrum führt eine Treppe von 1903 in die Viamala-Schlucht.

Terrassenerlebnis

Schrecken verbreitet die Viamala heute noch: 1999 riss ein Felssturz den ersten Traversinersteg von Konzett Bronzini Gartmann in die Tiefe. Die Geschichte um die Schlucht zwischen Thusis und Zillis ist vom Verkehr und vom Tourismus geprägt. Schon 1903 entstand die Treppe, die die Besucher in die Schlucht hinabführt. In den Siebzigerjahren kam ein Kiosk dazu. 2002 hatte der Verkehrsverein zusammen mit dem Bündner Heimatschutz einen Wettbewerb für dessen Erneuerung durchgeführt, den Bearth & Deplazes mit einem turmartigen Projekt gewannen, doch es scheiterte an den Kosten.

Die Betriebsgenossenschaft beschloss deshalb später, den Kiosk doch nur zu sanieren, und beauftragte Ivano Iseppi und Stefan Kurath. Doch die merkten schnell, dass zu viel hätte verändert werden müssen und es ein grösseres Volumen braucht. In einem halben Jahr entstand unter teils garstigen Bedingungen im Winter 2013/14 der Neubau: Der Bagger musste mit Seilen gesichert werden, damit er nicht in die Schlucht stürzte.

Heute steht da ein eigentümliches Haus. Es verzichtet auf Tamtam, oder wie es Architekt Stefan Kurath sagt: «Es geht um die Schlucht, nicht ums Gebäude.» Wir sehen zuerst nur Beton, gegossen in geknickter Form und nur ein Fenster an der Strassenfassade. Aussen zeichnet sich nicht ab, was sich innen abspielt. Beim seitlichen Eingang befindet sich gleich auch der Einstieg zur Schluchttreppe. Der Besucher kann also – kaum hat er den Raum betreten – sein Ticket lösen und sich auf den Weg in die Schlucht machen. Oder er schaut sich im Shop um, bestellt einen Kaffee und verlässt den Raum auf der andern Seite, wo er auf die neue Terrasse gelangt. Das Haus ist in Gegensätzen entworfen: zur Strasse geschlossen – zur Schlucht offen, aussen Beton – innen Fichte und Esche, zuerst kein Blick in die Schlucht – dann dramatische Ausblicke. Während im Shop unter einem nichtmittigen Giebel auf kleiner Fläche alles untergebracht ist und auch gut funktioniert, ist die Terrasse raumverschwenderisch. Die Seitenwand und das steile und schräge Dach soll unseren Blick ganz auf die Schlucht lenken. Ein Sonnenfänger, der uns auch vor Wind schützt. Auch diese grosse Geste ist in der Fläche sparsam. Ivo Bösch, Fotos: Laura Egger

Besucherzentrum Viamala-Schlucht, 2014

Bauherrschaft: Viamala Infra Betriebsgenossenschaft
Architektur: Iseppi / Kurath, Thusis
Baukosten: Fr. 1,4 Mio.



Querschnitt Hauptraum.

Querschnitt Gruppenraum.

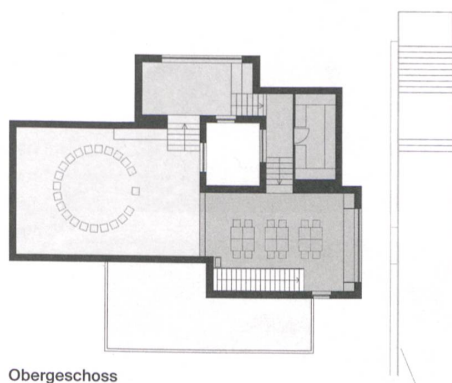
Längsschnitt Hauptraum.



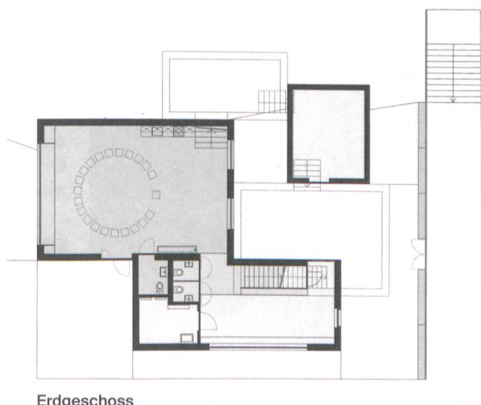
Verspielte Oberfläche: Der Kindergarten in Weiach ist mit farbigem Kunstrasen überzogen.



Bunte Raumfolge: Treppen führen von einem Zimmer ins nächste.



Obergeschoss



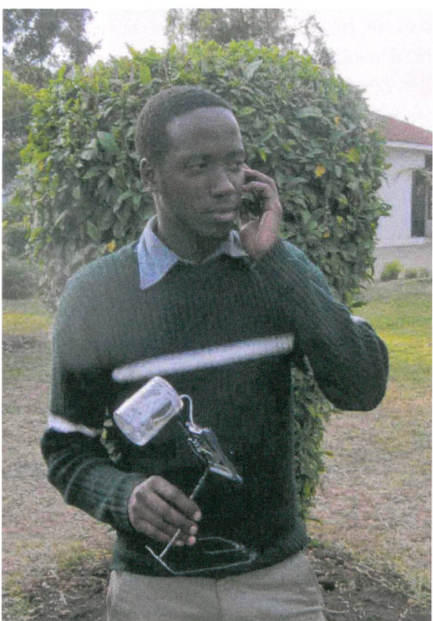
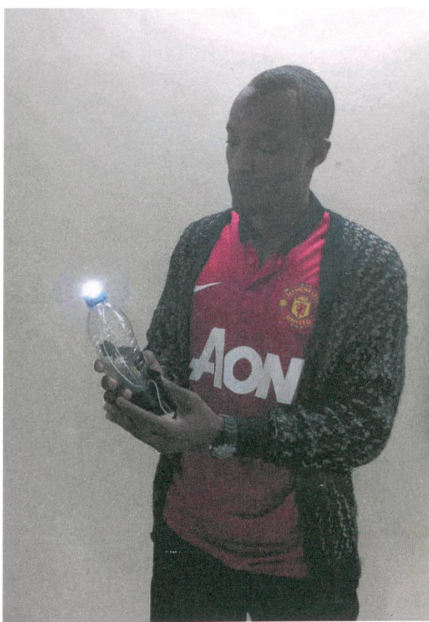
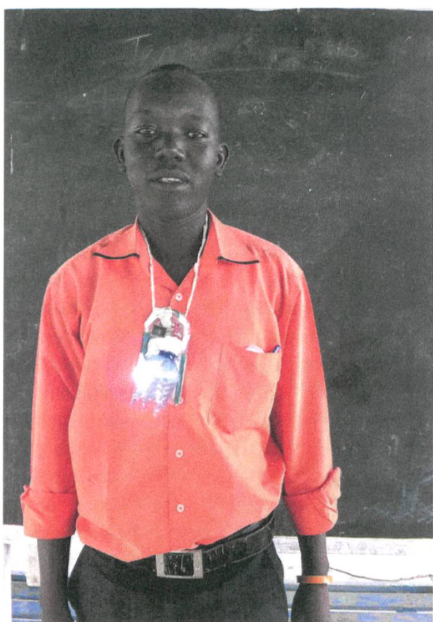
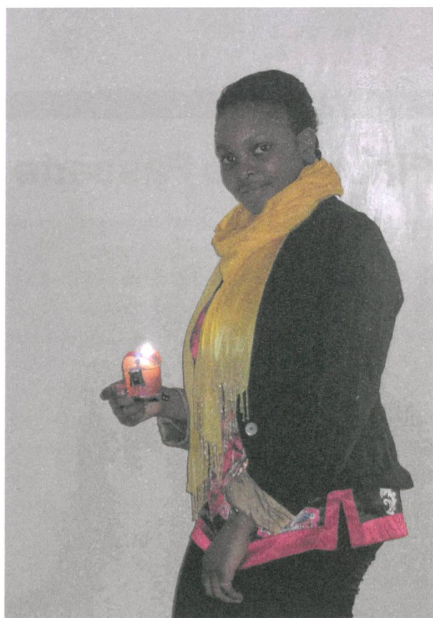
Erdgeschoss

Flauschige Fassade

Über den Kindergarten in Weiach ist Gras gewachsen. Keine saftige Wiese, sondern goldiger, pinker und olivgrüner Kunstrasen, wie er auf Fussballplätzen liegt. «Meine vierjährige Tochter brachte mich auf die Idee», so Architekt Boris Egli von L3P Architekten. Das Material von Tisca Tiara fließt weich um die Kanten. Es verführt zum Streicheln, Anlehnen oder Runtrollen. Der Kindergarten steht im Ortskern, neben der Primarschule aus den Siebzigerjahren, die die Architekten derzeit sanieren. «Das Material und die Farben gaben zu reden», so Egli. Die weiche Fassade bricht hart mit dem Kontext und der Bautradition, und man fragt sich: Ist Bauen nicht zu ernst für diesen kindlichen Jux? Zudem stellen sich konstruktive Fragen. Bei den Fenstern franselt der Rasen aus, und auch die leicht gewellten Untersichten zeigen: Das Material ist gemacht, um am Boden zu liegen. An die Hauswand hat es die Firma Gasser Fassadentechnik gebracht, die das Experiment gleich in ihr Standardprogramm aufnahm. Die vier Meter breiten Bahnen wurden vor Ort zugeschnitten und auf eine hinterlüftete Alukonstruktion genietet. Doch wie sieht das Gras in zwanzig Jahren aus? Egli hat keine Bedenken. Das Material sei unverrottbar und unbrennbar. Die Zweifel der Bauherrschaft räumten zudem zwei Beispiele aus Österreich aus dem Weg, die vor einigen Jahren gebaut worden waren. Das Dach bleibt kahl, dort verbietet die Feuerpolizei die Plastikfasern.

Hinter der künstlichen Hülle verbirgt sich ein vorgefertigter Holzständerbau. Das Haus ist in Boxen aufgelöst, die um einen kleinen Innenhof zu einem Rundlauf gestapelt sind: Über ein paar Stufen gelangt man von der Garderobe in den Hauptraum, dann weiter in die Spielnische und hinauf ins Gruppenzimmer. Dank der Fenster, die die Kammern verbinden, behalten die Kindergärtnerinnen trotzdem den Überblick. Der Preis für das Auf und Ab: Nur der Hauptraum mit Toilette ist rollstuhlgerecht erschlossen. Diesem Kompromiss stimmte die Behindertenfachstelle ausnahmsweise zu. Kindgerecht geht es auch sonst zu und her: Die Architekten spielen mit Raumhöhen und bemalen drei Flächen jeder Box bunt. So entsteht eine Architektur, die geschickt auf den kleinen Massstab und den Bewegungsdrang ihrer Benutzerinnen und Benutzer zugeschnitten ist. Andres Herzog, Fotos: Sabrina Scheja

Kindergarten, 2014
Schulweg, Weiach ZH
Bauherrschaft: Schule Weiach
Architektur: L3P Architekten, Regensburg
Landschaftsarchitektur: Bütikofer Schaffrath
Landschaftsarchitekten, Adliswil
Holzbauplaner: Legnplan, Brüttisellen
Auftragsart: Direktauftrag



«LED-Safari»: Jeder Nutzer baut genau die Leuchte, die ihm in seinem Alltag nützlich ist.

Wissen teilen

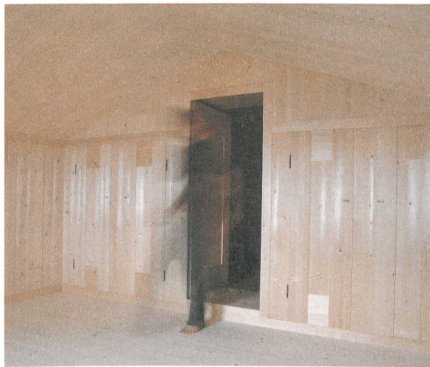
Die Leuchte kostet zwei US-Dollar und besteht aus fünf Bauteilen: einem Kabel, einem Schalter, einer Handybatterie, einer LED und einer leeren Flasche oder Schachtel, die als Schirm funktioniert. Der EPFL-Student Govinda Upadhyay hat die Leuchte entwickelt, um Menschen, die ohne Elektrizität aufgewachsen sind, Wissen zu vermitteln. Sein Konzept für billige Solarlampen soll ihnen eine Alternative zu Kerosinlampen aufzeigen: «Diese sind weder ökologisch noch gesund und für viele Menschen in der Dritten Welt zu teuer», sagt er. Die zwei bis drei Dollars, die ein Haushalt wöchentlich für Kerosin ausgibt, machen oft bis zu einem Fünftel des Budgets aus. Anders als Projekte wie Oolux, das mit fertigen Stationen kostengünstiges Licht und Strom ermöglicht (siehe Hochparterre 10/13), erklärt Govinda Upadhyay der lokalen Bevölkerung in Workshops, wie sie die Lampe in zwei Stunden selbst bauen können. Die Form suchen sich die Nutzer dabei selbst. Alle entwerfen ihre Exemplare so, wie sie gerade nützlich sind: als Deckenleuchte, für den Tisch, um zu lernen, oder als Stirnlampe. «Wir haben bereits drei Feldprojekte in Indien, Kenia und Tansania durchgeführt», zieht der Initiator Bilanz.

Nun hat er, basierend auf der Leuchte, gemeinsam mit seinen Studienkolleginnen Elisa Wepfer und Naomi Savioz sowie mit Vincenzo Capogna in Lausanne das Start-up «LED-Safari» gegründet: Mit Hilfe von Globetrottern will der gebürtige Inder das Solarlicht um die Welt bringen. Interessierte lernen in einem eintägigen Kurs, wie man eine Solarlampe baut. Auf ihrer Reise geben sie dann ihr erworbenes Wissen im Rahmen eines dreitägigen Kurses weiter: Im ersten Teil geht es um die negativen Auswirkungen von Kerosinlampen und im zweiten um den Bau der Solarlampe. Zudem soll der Kurs die Teilnehmer befähigen, das Gelernte weiterzugeben und herauszufinden, wie die fünf Bauteile lokal beschafft werden können. «Die Menschen sollen dieses System adaptieren, damit es nicht mehr eine Lösung ist, die aus einem reichen Land importiert wurde», sagt Upadhyay. Und wer den LED-Safari-Workshop in Lausanne besucht, kann das Gelernte auch für die eigenen Bedürfnisse nutzen: Die Leuchten funktionieren auch beim Bergausflug oder in den Zeltferien. Lilia Glanzmann

Start-up «LED-Safari», 2014
Entwickler: Govinda Upadhyay
www.ledsafari.com



Die Beschläge sind feinste Schlosserarbeit.



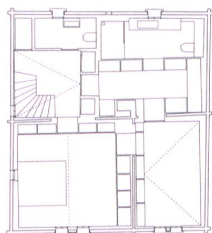
Die geneigten Decken der Zimmer folgen nicht der Dachneigung.



Auf dem Täfer aus von Hand gehobelter Weisstanne schimmert das Licht.



Schnitt



Obergeschoss



Häuschen im Haus

Pinut ist eine Wiese inmitten der Felswand des Flimsersteins. Früher wurde sie mühsam bewirtschaftet, heute ist sie Ziel eines touristischen Klettersteigs. Von diesem exponierten Fleck hat die Casa Pinut ihren Namen. Das Haus im Weiler Fidaz wurde vor 300 Jahren von Walsern als Bauernhaus gebaut. Heute ist es ein Ferienhaus, vielleicht aber bald schon fester Wohnsitz des Besitzers und seiner Partnerin – darauf zielt der vor Kurzem vollendete Umbau der Flimser Architekten Selina Walder und Georg Nickisch.

Ihr Eingriff beschränkt sich aufs Obergeschoss. Dort, wo vorher vier kleine Kammern waren, veredelten die Architekten den Charakter des bescheidenen Hauses und passten es den neuen Bedürfnissen an. Sie schlossen Zimmer zusammen, bauten ein grosses Badezimmer ein und ersetzten den Gang durch eine Enfilade über Schlafzimmer, Bibliothek, Garderobenraum und dem bestehenden Treppenhaus. Anstelle der tief sitzenden Zimmerdecken öffnen nun geneigte Decken die Räume nach oben – überraschenderweise aber nicht bis zur Dachuntersicht. Die Architekten formten mit ihnen neue, stimmige Räume: In der schmalen Bibliothek läuft ein Pultdach über die hohe Bücherwand und über das Schlafzimmer mittig ein First: Der quadratische Hauptraum wird zum Häuschen im Haus.

Die Zimmer sind auch nach dem Umbau ganz in Tannenholz ausgekleidet. Mit höchster Genauigkeit haben die Schreiner die Wände gefäelt und dahinter Schränke versteckt. Einen Hinweis darauf geben einzig feine Beschläge aus schwarzem Eisen. Wie Schmuck tragen die Wände die eigens für diesen Zweck gefertigten Schlosserarbeiten. Aber auch das Holz wurde aufwendig bearbeitet: Die Bretter von Wand und Decke haben die Schreiner nicht mit der Maschine geschliffen, sondern von Hand gehobelt. Zart schimmert darauf das Licht, das durch die kleinen Fenster fällt. Die Täfelung der unteren Geschosse dienten als Referenz für die Proportionen. Die Bearbeitung von Hand veredelt sie aber gegenüber dem bäurischen Bestand. Heute ist Handarbeit Luxus.

Neben den hölzernen Kammern wirken die Bäder wie steinerne Höhlen: Wände und Decken sind grau gestrichen, und das grosse Lavabo ist vor Ort in Beton gegossen. Für den Boden aus Zement musste zwar die Holzdecke verstärkt werden, doch ruft er in Erinnerung, dass auch das bestehende Haus nur zu Teilen aus Holz gebaut ist: Sockel und Küche waren schon immer aus Stein. David Ganzoni

Umbau Casa Pinut

Ursprüngliches Haus erbaut um 1700

Via da Fidaz 62, Fidaz GR

Bauherrschaft: Pierre-Yves Pernet, Rüschlikon / Fidaz

Architektur: Selina Walder und Georg Nickisch, Flims

Entwicklung und Planung Schreinerarbeiten:

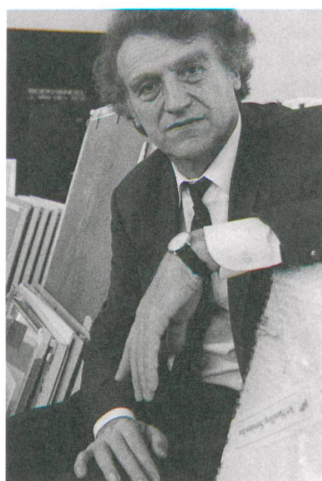
Serge Borgmann und Ueli Frischknecht

Bauleitung: Selina Walder und Ueli Frischknecht

Auftragsart: Direktauftrag



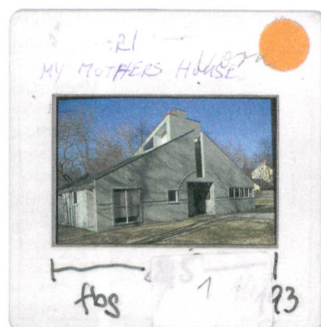
Auch das Haus ist ein Ausstellungsstück: Heinrich Klotz im von ihm gegründeten und von O. M. Ungers umgebauten Deutschen Architekturmuseum.



Heinrich Klotz (1935–1999).
Foto: Freek van Arkel



Endlich wieder einmal eine Architekturausstellung, die Inhalte vermittelt.



Mit unzähligen Dias dokumentierte Klotz die besuchten Gebäude, wie dieses von Robert Venturi.

Der Pomo-Papst

Die Schweiz blieb von Eskapaden postmoderner Architektur (Pomo) weitgehend verschont. Das wird einem erst so richtig bewusst, wenn man durch eine Stadt wie Frankfurt spaziert. Hier donnert die endlose Kolonnade der Schirn-Kunsthalle über den Römer-Hügel, gleich dahinter weckt die kunterbunte Häuserreihe in der Saalgarbe den Spieltrieb, und ein paar Strassen weiter bleibt der Blick am süsslichen Tortenstück von Holleins Museum für Moderne Kunst kleben – nirgendwo sonst in Europa ist diese mitteilungsfreudigste Architekturrichtung des 20. Jahrhunderts lauter vertreten als hier.

Zu verdanken hat die Bankenmetropole dies dem Kunsthistoriker Heinrich Klotz (1935–1999). Das von ihm 1984 gegründete Deutsche Architekturmuseum (DAM) war das weltweit erste seiner Art. Seine Architektur sorgte für Aufsehen. Für die einstige Villa am Mainufer, die Oswald Matthias Ungers programmatisch umkrepelte, sammelte Klotz als erster Museumsdirektor die Zeugnisse der aktuellen Architekturströmung, die mit der ersten Architekturbiennale in Venedig 1980 ins globale Rampenlicht getreten war.

Wen Klotz traf, was er sagte, wie er sammelte, warum und über welche Hürden, das zeigt die Jubiläumsausstellung zum 30. Geburtstag des Museums. Als Zeugnis dienen Klotz' Tagebuch- und Tonbandaufzeichnungen, unzählige von ihm aufgenommene Dias sowie die von ihm angekauften Zeichnungen und Modelle, Kunstwerke und Originalbauteile, im DAM zu einer «Wunderkammer» komprimiert. Heinrich Klotz war der Sigfried Giedion der Postmoderne, war Propagandist einer Bewegung. Dementsprechend subjektiv sind seine Notizen, nachzulesen in einer dicken Ausgabe der Zeitschrift «Arch +»: Der Museumsdirektor war mit Rossi und Venturi Freund und mit Richard Meier Feind, er liebte Koolhaas und hasste die etablierten Journalisten und Modernisten, die seine Vorliebe zur Weissglut trieb. Zu einem Vortrag an der ETH Zürich notierte er 1986: «Später in der Diskussion sprang Alfred Roth geradezu wutentbrannt auf und rief mir entgegen, dass ich es besser nicht riskiert hätte, Charles Moores Piazza d'Italia hier an diesem heiligen Ort zu zeigen!» Klotz polarisierte, nicht nur in der Schweiz.

Warum sollte man ausgerechnet aus dieser fast Postmoderne-freien Zone der Schweiz nach Frankfurt reisen? Gerade drum! Und nicht zuletzt, um etwas mittlerweile Seltenes zu sehen: eine Ausstellung, die ihre Aufgabe noch darin sieht, Inhalte zu vermitteln und dieser Aufgabe – lust- und gehaltvoll zugleich – auch noch gerecht wird.

Axel Simon, Fotos: DAM

Ausstellung «Mission: Postmodern – Heinrich Klotz und die Wunderkammer DAM»
10. Mai bis 19. Oktober 2014

Deutsches Architekturmuseum DAM, Frankfurt am Main
Kurator: Oliver Elser
Kuratorische Assistenz: Franziska Stein
Wissenschaftliche Recherche: Myriam Pflugmann
www.dam-online.de

Landschaften im Gebrauch

Tobias Madörin fotografiert seit 1991 Landschaften – in der Schweiz, in Spanien, Deutschland, Brasilien und Argentinien, in Uganda oder Indonesien. Seine Bilder erzählen, was Natur zur Landschaft macht: unser Eingreifen. Der Fotograf interessiert sich nicht für die Fiktion einer unberührten Natur, sondern richtet seinen Blick auf Orte, die erst durch Menschen geschaffen werden. Sie tragen die Narben von Handel und Bergbau, von Verkehr und Stadt, von Vergnügen und sozialem Elend. Manchmal offensichtlich, manchmal muss man sie suchen. Etwa in den Aufnahmen, die auf den ersten Blick keine menschlichen Spuren tragen: Weshalb liegt die Zunge des Oberen Grindelwaldgletschers löchrig, schmutzig und viel zu klein im Moränenbett?

«Topos» zeigt, wie Landschaft durch ihren Gebrauch entsteht. Nicht anklagend, sondern konstatierend. Die grossformatigen, ruhig aufgebauten Bilder, oft aus einer leicht erhöhten Perspektive aufgenommen, binden die Landschaft untrennbar an die Menschen, die sie sich zu Diensten machen – und durch diesen Gebrauch selbst geprägt werden. Sei es als Touristen am Strand von Benidorm, als Abfallsammler in der Deponie Jardim Gramacho oder als ameisenskleine Geschäftsleute auf dem Largo da Carioca in Rio de Janeiro, als Holzarbeiter im nebelverhangenen Tropenwald im ugandischen Kabale oder als Freizeitmaler vor der Kleinen Scheidegg. Sie integrieren sich in die Landschaften, als gehörten sie für alle Ewigkeit hierher.

Ein ruhig gestalteter Bildband versammelt 101 Aufnahmen. Gruppiert sind sie thematisch, eine knappe Legende mit Ort und Jahr genügt als Hinweis. Blättert man durch den Band, fügen sich die Bilder zu einem melancholischen Panorama – weniger der Welt, als der Menschen, die sie sich untertan gemacht haben und so selbst zu Untertanen der Kräfte wurden, die dazu nötig waren. In der Ausstellung gewinnen die Bilder im grossen Format an Präsenz. Unvermittelt denkt man daran, wie ein neuer Topos entsteht. Und welche Rolle wir vor diesem Bühnenprospekt spielen wollen. Meret Ernst, Fotos: Tobias Madörin

Topos

Contemporary Global Prospects

Fotos: Tobias Madörin

Herausgeberin: Nadine Olonetzky

Grafik: A. C. Kupper, Zürich

Verlag: Scheidegger & Spiess, Zürich 2014

Preis: Fr. 99.– bei www.hochparterre-buecher.ch

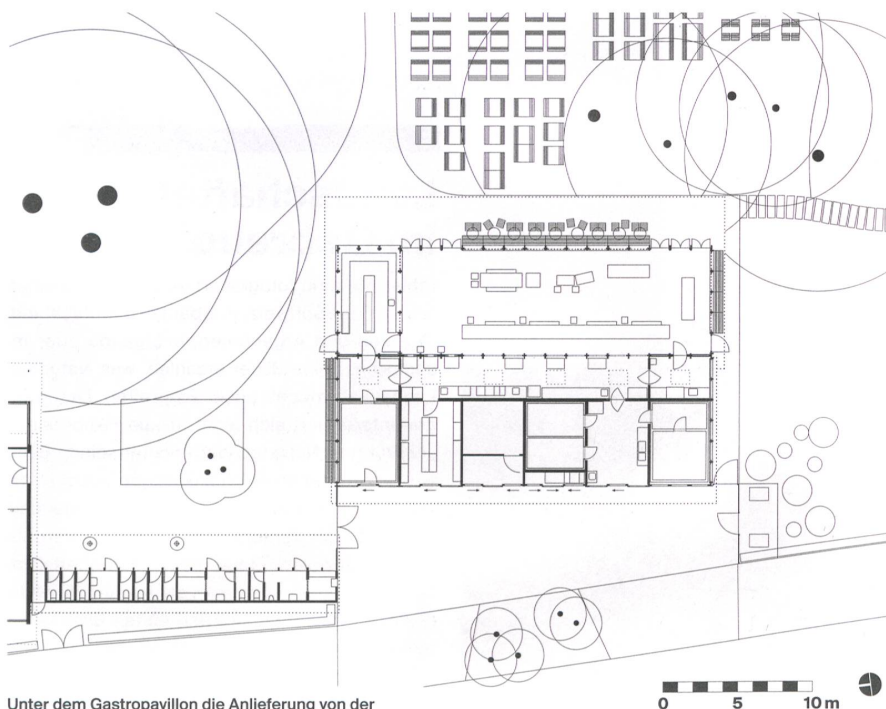
Ausstellung: bis 30. August in der Bildhalle, Seestrasse 16, Kilchberg



Grimsel Hospiz, Schweiz, 2004.



Largo da Carioca, Rio de Janeiro, Brasilien, 2002.



Unter dem Gastropavillon die Anlieferung von der Strasse, links die Toiletten, oben Vorplatz und Wiese.



Der Brunnen zum Trinken, Waschen und Spielen.



Im neuen Pavillon verpflegen sich die Besucherinnen und Besucher des Strandbades Mythenquai in Zürich – vegetarisch.



Ein lichter Raum, der viele Assoziationen weckt.

Hintergrund für den Sommer

Seit der Architekt Hans Hubacher 1954 in Zürich das Strandbad Mythenquai neu gestaltete, spielte dort die Landschaft die Hauptrolle: Von lockeren Baumgruppen bestanden und von schlichten Holzbauten gerahmt öffneten sich die Wiesen zum See. 1973 unterbrach Hubacher selbst mit einem Restaurant die Offenheit. Seit Kurzem ist dort wieder Wiese. Ein neuer Holzpavillon ersetzt den gelb beschirmten Bau an anderer Stelle. Im Rücken des Strandbades gelegen erinnert der mit weisser Ölfarbe gestrichene Neubau an eine Gartenlaube, an ein Ostseebad oder an ein Gebäude der Landi 1939. Mit einem schmalen Toilettenriegel schliesst er an die alten Umkleiden an. Ihre Konstruktion und Masse sind ihm Vorbild. Von der Strasse aus kann er direkt beliefert werden, in Richtung See und Wiese streckt er sein Dach unter die mächtigen Kronen einer Gruppe alter Linden. Den Badegästen, die hier essen, spenden sie Schatten.

Durch das Holzgitter des reinen Sommerhauses weht Luft in die lichte Halle und macht eine Lüftung unnötig. Im strassenseitigen Teil des Hauses steckt dagegen viel Technik. Hier wird gelagert und gekühlt. Ein langer Tresen steht vor der offenen Küche, weitere Buffet-Inseln frei im Raum. Der seitlich angeordnete Kiosk bedient die Halle und nach draussen. Die untere Hälfte seines Holzgitters lässt sich von Hand nach oben schieben. Die einfache Mechanik ist sichtbar montiert, wie auch andere Installationen – eine Unmittelbarkeit, die dem Pavillon seinen Charme verleiht. Holzrollläden verschliessen ihn nachts und in der kalten Jahreszeit. Aus seinem Sockel formen sich Holzbänke. Auch im Winter, wenn die Möbel eingelagert sind, können sich Spaziergänger auf ihnen ausruhen.

Nach dem offenen Projektwettbewerb 2010 kritisierten viele das Verfahren, bei dem Architekturbüros mit Künstlern zusammenspannen mussten. «Experiment gescheitert» schrieben wir, und vom «durchschnittlichen» Siegerprojekt, das nichts falsch mache. Heute wissen wir: Der bescheidene Pavillon macht alles richtig, weil er der Landschaft und dem Sommer den Vortritt lässt.

Axel Simon, Fotos: Georg Aerni

Gastrobegebäude Strandbad Mythenquai, 2014

Mythenquai 95, Zürich

Bauherrschaft: Immobilienbewirtschaftung Stadt Zürich

Architektur: Elia Malevez (Wettbewerb),

Arge Malevez + Spiro-Gantenbein (Projekt und Bauleitung), Zürich

Landschaftsarchitektur: Blanche Keeris, Koepflipartner, Luzern

Holzbauingenieur: Schär Holzbau, Altbüro

Gesamtkosten (BKP 0–9): unter Fr. 5,81 Mio.



Die sieben Quartierkarten lassen sich zu einem Stadtplan kombinieren.



Ob grosszügig flächig oder aus winzigen Einzelelementen zusammengesetzt – jede Karte trägt eine individuelle Handschrift.



Die von Daniel Bosshart gestaltete Box lässt sich magnetisch verschliessen.



Auch die Titelseiten der Karten sind mit viel Liebe zum Detail gestaltet.

Sieben Blicke auf Winterthur

Winterthur hat eine lebendige Comicszene: Seit Jahrzehnten ist Zappa-Doing eine der besten spezialisierten Buchhandlungen im Land, in der Alten Kaserne finden regelmässig Ausstellungen statt, und letztes Jahr gründeten elf Autoren, Zeichnerinnen und Fans den Verein Comic Panel Winterthur. Zum 750. Jubiläum der Stadtgründung lancieren sie nun ihr erstes Projekt: eine Box mit Faltkarten der sieben Stadtquartiere, die sich zu einem Gesamtplan kombinieren lassen.

Veltheim und die Altstadt auf Samuel Jordis Plan bestehen aus unzähligen winzigen vektorgrafischen Elementen – Gebäude, Flächen, Pflanzen und Tiere bilden ein opulentes Wimmelbild, auf dem sich unzählige Geschichten entdecken lassen. Nadine Böschs Karte von Oberwinterthur, mit Aquarell und Tusche interpretiert, legt den Fokus auf Wald und Vögel. Daniel Bosshard hat jedes einzelne Haus des Quartiers Hegi mit Bleistift und Tusche auf Fotokarton gezeichnet und anschliessend koloriert. Auf seiner liebevoll gestalteten Karte fordert er die Betrachterin auf, Hochkamine, Telefonkabinen, Moscheen und Baumhütten zu zählen und im Index einzutragen. Oberseen bringt Zéa Schaad mit der Leichtigkeit und der Eleganz französischer Illustrationen der Fünfzigerjahre zu Papier. Mattenbach, von Sarah Gasser mit Photoshop flächig umgesetzt, ist ein Märchenwald aus Bäumen und Riesenpilzen, bevölkert von Joggerinnen, Pfadis und den Tieren des Wildparks Bruderhaus. Übers Quartier Töss von Jan Zablonier im Strich der «Ligne claire» fliegt eine Super Constellation, und auch wir blicken aus den Wolken aufs Sulzer-Hochhaus, Fussballstadion und Kraftwerk hinab. Den Plan von Wülflingen schliesslich hat Gabriela Maier mit dem Aquarellpinsel in stimmigen Farben hingetupft. Er ist strukturiert von den Linien der Gewässer, Fuss- und Radwege und besticht durch die gekonnte Kalligrafie der Beschriftung.

Auf die Frage, wie viele Stunden sie in ihre Karte investiert hätten, antwortet Samuel Jordi «zirka 250 Stunden», und Sarah Gasser wüsste es selbst gerne. Sie hat irgendwann aufgehört zu zählen. Gelohnt hat sich der Aufwand auf jeden Fall. Barbara Schrag, Fotos: Guillaume Musset

Winterthurer Stadtplan, 2014

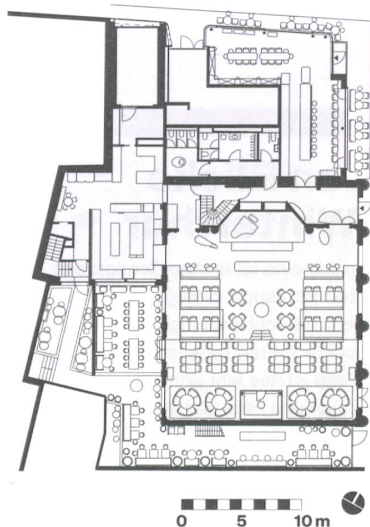
Herausgeber: Comic Panel Winterthur

Illustrationen Karten: Nadine Bösch, Daniel Bosshard, Sarah Gasser, Samuel Jordi, Gabriela Maier, Zéa Schaad, Jan Zablonier

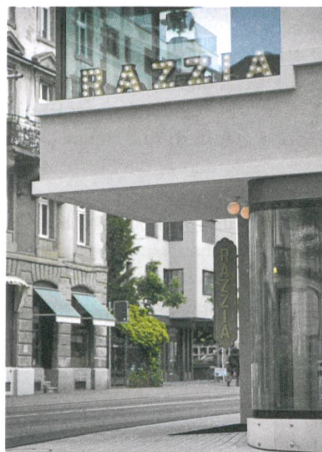
Druck und Produktion: Mattenbach, Winterthur

Verlag: Zappa-Doing, Winterthur 2014

Preis: Fr. 58.–



Grundriss mit dem ehemaligen Kinosaal und der oben angegliederten Bar.



Der Neubau ragt mit einem Erker in die Seefeldstrasse.



Eine Kombination aus Boheme, Art déco und Western Style: die Bar des «Razzia» im Zürcher Seefeld.



Die Innenarchitektur nimmt Elemente der Vergangenheit auf.

Das neue Leben des alten Razzia

Bohemien, grossstädtisch und ungewöhnlich, so soll das neueste Leben des «Razzia» als Restaurant im Zürcher Seefeld sein. Nach einem glanzvollen Start als eines der ersten Lichtspieltheater der Stadt im Jahr 1922 ging es mit dem neoklassizistischen Bau des Architekten Wilhelm Pfister-Picault langsam, aber stetig bergab. In den Fünfzigerjahren verschwanden die dem griechischen Stil nachempfundenen Malereien des Dekorationsmalers Otto Haberer sowie sämtliche Stukturen an Wänden und Decke hinter einer akustischen Verschalung. Zum Glück verschwanden sie nur, auch wenn die Substanz beschädigt wurde. Das historische Interieur des hohen Saals ist nach der sanften Restaurierung wieder sichtbar, und das Blau der Wände ist die Originalfarbe. Auch die Leinwand von 1922 wurde bloss frisch gestrichen. In enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege wurden Löcher geflickt, an den Malereien jedoch nichts ergänzt.

Claudia Silberschmidt und ihr Team von Atelier Zürich sind gekonnt mit diesem Schatz umgegangen, haben Vorhandenes aufgenommen und weitergestrickt. Der schräge Boden des Kinosaaes musste weichen, dafür ist der Raum nun terrassiert. Auf jeder Ebene gibt es andere Sitzgelegenheiten und damit verschiedene Stimmungen, vom Tête-à-tête am Zweiertisch bis zur grossen Runde im Salonambiente. Grossflächige, üppig eingesetzte Muster in diversen Materialien sowie Lederfransen an Leuchten, Tischen und Stühlen sind Referenzen an die Zwanzigerjahre und verleihen dem Raum mit Augenzwinkern einen Hauch Boheme. Kaum weniger üppig ist die Razzia-Bar im angrenzenden Neubau gestaltet. Wo einst die Villa Mainau stand, erhebt sich nun ein gradliniger Wohnbau mit Gastronutzung im Erdgeschoss. Zusammen mit dem Garten im Innenhof und der Bar im Neubau bietet das Razzia Platz für rund 240 Gäste.

Claudia Silberschmidt gestaltete nicht nur das Interieur. Zusammen mit ihrem Mann Peter sowie dem ehemaligen «Helvetia»-Wirt Stefan Roth und drei weiteren Freunden hat sie die Razzia Kultur AG gegründet, die das Lokal nun leitet. Ariana Pradal, Fotos: Martin Guggisberg

Restaurant Razzia, 2014

Seefeldstrasse 82, 8008 Zürich
 Bauherrschaft: Razzia Kultur (Mieterausbau),
 Ledermann Immobilien (Grundausbau)
 Innenarchitektur: Atelier Zürich, Zürich
 Architektur (Ausführung): Hemmi Fayet Architekten, Zürich
 Restauratoren: IGA Archäologie Konservierung, Zürich
 Grafik: 383 AG, Zürich



Stumpfe Scheren: Sie dürfen nicht zu Waffen umfunktioniert werden können.



Zwei der vier Schilder sind in Deutsch beschriftet.



Durch Jörg Boners Intervention wird Lausannes Place de la Riponne, seit Jahren ein Brennpunkt mit offener Drogenszene, neu belebt.



«Pick up Flowers», ein Feld von siebenzig mal neun Metern, das sich auf fünf Holzstegen durchschreiten lässt.

Durch die Blume

Alle fünf Jahre greifen Landschaftsarchitektinnen, Gärtner, Designerinnen und Künstler in Lausanne öffentlichen Raum ein. Dieses Jahr findet die vom Pariser Landschaftsarchitekten Christophe Ponceau und dem Lausanner Industrial Designer Adrien Rovero kuratierte Gesamtschau «Lausanne Jardins» unter dem Titel «Landing» statt. Der Designer Jörg Boner bekam eine Carte Blanche: «Da ich bezüglich Materialien und Pflanzen nicht das Know-how eines Landschaftsarchitekten habe, suchte ich ein Konzept, das inhaltlich trägt», erklärt er. Die Idee: ein Feld mit Blumen zum Selberpflücken, wie wir es von Überlandfahrten kennen, aber mitten in der Stadt. Damit soll die Place de la Riponne, seit Jahren ein Brennpunkt mit offener Drogenszene, neu belebt werden. Ergänzt mit einer Sommerbar, die von den Lausanner Architekten Dettling Péléraux gestaltet wurde, sollen neue Besucher auf den Platz gebracht werden. So soll sich das Publikum mischen. Solche Massnahmen tragen zu mehr Sicherheit und Sauberkeit im öffentlichen Raum bei, das zeigen vergleichbare Projekte zum Beispiel in Luzern. Doch dieses Konzept war umstritten, und Jörg Boner sah sich plötzlich mitten in einer politischen Diskussion. «Das war ungewohnt», stellt er fest. Entwirft er einen Stuhl oder eine Leuchte, bekommen diese Objekte nie eine solche Öffentlichkeit.

Boner hat die Intervention «Pick up Flowers» möglichst nah am Vorbild des bäuerlichen Selbstbedienungsfelds gestaltet. Die siebenzig mal neun Meter lassen sich auf fünf Holzstegen durchschreiten. Um die Installation herum stehen vier Fässer, die wie auf dem Bauernhof als Kassen dienen – eine Blume kostet 50 Rappen. Hinter den zu zwei Drittel mit Beton gefüllten Fässern stehen Strassenleuchten, die den Platz nachts in ein weisses Licht tauchen. Die Blumen werden mit stumpfen Scheren geschnitten, die aus schwarzem HPL-Laminat gefräst sind. «Wir mussten sicherstellen, dass sie nicht als Waffen missbraucht werden können», sagt Boner. Und sie mussten günstig, ohne Werkzeuge, zu produzieren sein. Stege, Fässer und Leuchten sind zurückhaltend in Antrazith gestrichen und rücken so die Blumen in den Vordergrund: Türkische Nelken, Sonnenblumen, Chrysanthemen, Rudbeckien, Malven und Löwenmäulchen in Gelb, Orange und Rot – Blumen, die den Sommer in der Stadt gut überdauern. Gepflanzt wurden die 40 000 Setzlinge von der Stadtgärtnerei. Und schliesslich ist das Blumenfeld ein Abschiedsgeschenk Jörg Boners an die Stadt: Nach zehn Jahren beendet er diesen Sommer seinen Lehrauftrag an der Ecal, um sich auf sein Studio in Zürich zu konzentrieren. Lilia Glanzmann, Fotos: Milo Keller

Intervention «Pick up Flowers», Lausanne Jardins, 2014

Entwurf: Jörg Boner, Zürich

Bauleitung: Dettling Péléraux Architectes, Lausanne

Leuchten: Ewo, Cortaccia / Kurtatsch (I)

Scheren: Schreinerei Troxler, Auw

Lausanne Jardins dauert noch bis 11. Oktober.